

Ein Besuch in Pretoria.

Von Dr. M. Winterweh.

Die Eisenbahn von Johannesburg nach Pretoria braucht etwa zwei Stunden. Sie führt im Anfang durch die Minenstrasse, sodann durch Haide- und Ackerland.

Pretoria liegt sehr malerisch in einer weiten unter Bäumen umgebenen Mulde. Die kleinen Häuschen sind unter Bäumen verstreut, so daß man von Weitem einen großen Park zu sehen glaubt. Ueber die Stadt, welche nur etwa 12,000 Einwohner hat, ist nicht viel zu sagen. Die durchweg sehr breiten Straßen sind wie in Johannesburg lergengerade und schneiden sich im rechten Winkel. Sie sind natürlich nicht gepflastert und ganz unglücklich haubig. Der Verkehr konzentriert sich in der von Ost und West verlaufenden Kirchstraße, die durch den Kirchplatz in zwei Hälften geteilt wird. Die östliche Hälfte macht mit ihren zahlreichen Läden einen großstädtischen Eindruck. Die westliche Hälfte, in der auch das Häuschen des Präsidenten Krüger liegt, ist bedeutend ruhiger. Alle übrigen Straßen sind wie angelehrt. Die kleinen Häuser liegen meist in gutgepflegten Gärten unter schattigen Bäumen, so daß die Straßen einen vornehm-friedlichen Eindruck machen.

Der vorhin erwähnte Kirchplatz liegt im Centrum der Stadt. In der Mitte des Platzes steht die schmucklose niederländisch-reformierte Kirche. Umgeben ist der Platz von einer Anzahl stattlicher Gebäude. Da ist vor allem das Regierungshaus, ein mächtiger großer Bau, dessen Errichtung im Jahre 1890 vier Millionen Mark gekostet hat. In seiner Nähe liegt das niedrige, langgestreckte Postgebäude, das früher als äußerlich drunten galt, jetzt aber einen recht klammerlichen Eindruck macht. Sehr stattlich sind dagegen eine Anzahl von Geschäftshäusern. Insbesondere die Gebäude der großen Banken (Nationalbank, Bank von Afrika u. s. w.) geben dem Platz ein großstädtisches Aussehen.

Auf dem Kirchplatz, ganz in der Nähe des Regierungshauses, steht auch das Grand Hotel, das unter der vorzüglichen Leitung eines Deutschen zu den besten in Südafrika zählt. Der Verkehr ist dort so groß, daß man ohne Vorausbestellung nur selten Platz findet. Die Preise sind ähnlich wie in Johannesburg, d. h. man zahlt etwa 20 Mark den Tag für Wohnung und Mahlzeiten ohne Getränke.

Im Grand Hotel hat man reichlich Gelegenheit, interessante Leute zu treffen. Als ich eines Abends mit einem Bekannten dort soupirte, legte sich ein Herr zu uns, mit dem mich mein Begleiter bekannt machte. Bei der Vorstellung verstand ich nur den Titel „Kommandant“, während ich den Namen überhörte. Der Fremde sah ganz afrikanisch aus. Das wettergebräunte Gesicht mit dem schwarzen, martialischen Schnurrbart und die energischen Augen ließen darauf schließen, daß der Mann viel gesehen und erlebt hatte. Interessant wie seine Erscheinung war auch, was er erzählte. Seit langen (ich glaube etwa 20) Jahren in Südafrika anständig, war er vollständig „Afrikaner“ geworden. Einen großen Teil seines Lebens hatte er unter Negerskammern zugebracht. Dort hatte er als Vertrauensmann der Hauptlinge stets hervorragende Stellungen eingenommen. Insbesondere über einige Fälle von Eheheiraten, in denen er als Richter fungiert hatte, erzählte er sehr amüsante Dinge, aus denen hervorging, daß die schwarzen Ehas-Dochter sich von ihren weißen Schwiegern weit mehr durch die Hautfarbe, als durch Treue und Mangel an Eitelkeit, und die schwarzen Adams-Söhne sich von ihren weißen Brüdern viel mehr durch krauses Vedenhaar, als durch Zärtlichkeiten gegen ihre besseren Geschwister unterscheiden. Seit vielen Jahren war der „Kommandant“ in Transvaal'schen Diensten. Er hatte viel mit der Organisation der Artillerie zu thun und befaßte sich momentan mit der Anlegung der Befestigungen von Pretoria. Mit Verwunderung nahm ich wahr, daß der „Afrikaner“ der deutschen Sprache durchaus mächtig war. Bei Beschreibung der Ereignisse, als er plötzlich nach einer etwa zweifelhändigen Unterhaltung die Frage an mich richtete:

„Hören Sie einmal, sind Sie nicht aus Frankfurt am Main?“ und, da er mein verduntes Antlitz sah, ganz gutmütig hinzusetzte: „Das hab' ich doch gleich am Dialekt erkannt! Ich bin nämlich auch aus Frankfurt am Main.“ Nun erst erfuhr ich den Namen des interessanten Afrikaners. Es war der um die militärische Erziehung der Buren hochverdiente Oberst Schiel, der, wie man weiß, unlängst verewundet in die Gefangenschaft der Engländer geraten ist. In freudiger Erinnerung an unser Frankfurt mit seinem Barthum, seinen Bratwürsten und seinem Appellwein verbrachten wir einen sehr gemütlichen Abend zusammen.

Pretoria ist die politische, wie Johannesburg die geschäftliche Hauptstadt des Landes. Die Verfassung von Transvaal ist einfach. An der Spitze steht der vom Volk gewählte Präsident. Er hat die Vertretung nach außen und ist das Haupt der Verwaltung, die im übrigen dem Staatssekretär und mehreren Exekutiv-Beamten obliegt. Die Gesetzgebung ist Sache des vom Volk

gewählten Volksrats, der ursprünglich nur aus einer Kammer bestand. Später wurde dem „ersten“ Volksrat ein „zweiter“ an die Seite gestellt, der jedoch nur beschränkte Rechte hat. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Transvaal war der jetzige Krieg seine Schatten schon voraus. Der Jameson-Einfall hatte den Buren die Augen über die Absichten des Herrn Cecil Rhodes, des südafrikanischen Kapoleon, geöffnet. Die fortgesetzten Kriegereisen der englischen Presse und das systematische Vorgehen der britischen Regierung ließen erkennen, daß es nicht lange so weitergehen könne.

Damals war der Staatssekretär Leys, der jetzt als Gesandter der Republik in Europa weilt, der bestgeheißte Mann. Er ist, soviel ich weiß, in Europa geboren. Jedenfalls läßt seine elegante Gestalt und Kleidung darauf schließen, daß er kein wasserheller Bure ist. Auch sein jugendliches Gesicht mit den dunklen Augen und einem kleinen schwarzen Schnurrbart, nehmen sich durchaus nicht Buriisch aus. Durch hohe Bildung und umfassendes Wissen soll er sich von den sonstigen Würdenträgern Transvaals wesentlich unterscheiden. Er spricht verschiedene Sprachen fließend, unter Anderem ganz vorzüglich Deutsch. Ich hatte Gelegenheit, ihn zweimal im Regierungshaus zu besuchen. Er machte mir den Eindruck eines kultivierten, verschlossenen Mannes von klarem Verstand und eiserner Energie.

Natürlich besuchte ich die Sitzungen des Volksrats mehrfach. Der große und sehr hohe Sitzungssaal ist ganz nach europäischem Muster eingerichtet. An der einen Längsseite, in deren Mitte sich der Platz des Vorsitzenden befindet, sind die erhöhten Sitze der Regierungsvertreter angebracht. Davor befinden sich im Halbkreis die Plätze der Abgeordneten. Das Publikum, das ohne besondere Formalitäten eintreten kann, sitzt im Saale selbst auf Stühlen und Bänken, die an den Wänden aufgestellt sind. Die Verhandlungen werden in der Burensprache geführt, sodaß nur wenig Auserwählte etwas davon verstehen.

Schließlich war es mir auch vergönnt, das Staatshaupt, den berühmten Präsidenten Krüger, in seinem Heim zu besuchen. Das ist nicht sonderlich schwer, sofern man einen seiner Freunde kennt. Abgesehen davon, daß Ohm Paul in jedem Fremden einen Spion seines Todfeindes Cecil Rhodes erblickt, spricht er weder deutsch, noch englisch, noch französisch — nicht einmal holländisch, sondern nur die Burensprache. Ein Dolmetscher ist also unbedingt erforderlich.

Sein kleines einstöckiges Häuschen liegt, wie oben erwähnt, in der westlichen Hälfte der Kirchstraße. Von einer schmalen Veranda und schattigen Bäumen umgeben, macht das Heim Ohm Paul's den Eindruck eines behaglichen Landhäuschens. Der Eingang ist von zwei Marmorlöwen (dem Geschenk eines Amerikaners) sowie von vier Transvaal-Kriegern mit weißen Fiedelhauben, hohen Keitstiefeln und gezogenen Säbeln bewacht.

Die Besuchszeit ist — man höre und haune — früh Morgens zwischen 4 und 6 Uhr. Das souveräne Staatsoberhaupt von Transvaal legt sich des Abends um 7 Uhr ins Bett, um Morgens früh um 3 Uhr aufzufahren.

Also vor 5 Uhr in der Frühe traten wir an unter der Führung des mit Krüger sehr intim befreundeten Volksratsmitglieds Vorster, der nicht nur englisch, sondern sogar etwas deutsch versteht. Mit mir waren noch drei Herren, zwei in Burentriefen sehr angelegene Adolanten und ein Deutscher, Herr R., dem ich während meines Aufenthaltes in Transvaal sehr viel verdante. Die drei Buren hatten keine besondere Toilette gemacht. Sie erschienen in ihren Wertagskleidern und zogen noch nicht einmal Handschuhe an. Ich meinerseits wollte zuerst einen ganz neuen Frack anlegen. Nachdem mir aber von kompetenter Seite klar gemacht war, daß ich mich damit lächerlich machen würde, begnügte ich mich mit dem schwarzen Gehrock. Herr R., ein großer Mann von äußerst stattlicher Erscheinung, war ganz in grau gekleidet. Mit seinem grauen Gehrock und Cylinder machte er nicht gerade den Eindruck eines deutschen Wieder-mannes.

Der Empfang war sehr tomsisch. Ohm Paul, der in einer Ecke des großen Zimmers saß, sagte kein Wort. Nachdem er Herrn R. eine Zeitlang stumm vom Scheitel bis zur Zehe angesehen hatte, frag er plötzlich seinen Freund Vorster: „Wie ist die Koerl?“ (Wer ist der Mann?) Nachdem ihm erwidert war, daß sei ein deutscher Ingenieur mit Namen R., sagte Ohm Paul, natürlich in Buriisch: „Das ist ein Deutscher? Der sieht mir eher aus, als läme er von meinem Freunde Rhodes!“ Nach dieser Bemerkung, die seinem Scharfblick alle Ehre machte, war der Burenherr sehr liebenswürdig, und die Audienz dauerte noch über eine Stunde.

Der Empfangsalon ist, wie gesagt, sehr geräumig. Die Möbel sind einfach. An der Wand hängt das lebensgroße Bild des Hausherrn. Ohm Paul saß in einem breiten Sessel und rauchte behändig aus einer kurzen Pfeife. Auf einem kleinen Tische neben ihm stand eine mächtige Kaffeekeffe, die er zwischenzeitlich zum Mund führte. Der Beherrscher von Transvaal erhält neben einem jährlichen Gehalt von etwa

100,000 R.-M. nach 6000 R. Kaffeegehalt, damit er keine Gaste mit Kaffee regulieren könne. Gemächlich oder muß es den Gosten genügen, zu sehen, wie der Herr Präsident den Kaffee selber trinkt.

In respektabler Entfernung von dem Sessel befand sich ein kleiner Spundkasten, von dem Ohm Paul fortgesetzt den ausgiebigsten Gebrauch machte, und zwar mit ungläublicher Treffsicherheit. Ich wußte längst, daß die Buren gute Schützen sind. Eine solche Leistung hätte ich aber kaum für möglich gehalten.

Wohl jeder hat eine Abbildung des Präsidenten Krüger gesehen und dabei festgestellt, daß er abschreckend häßlich ist. Das ist er auch. Aber er gehört zu den Menschen, durch deren Augen man in ihre Seele sehen kann. Ich sah ihn später, als er die Session des Volksrats schloß. Seine Rede gleich einem Bach, der plötzlich anschwillt. Erst sprach er langsam und bedächtig, dann bewegt und heftig, zuletzt im höchsten Pathos. Ich verstand nicht, was er sagte. Aber ich fühlte, daß es etwas Bedeutendes war. Die feurigen Augen, die hinter den buriischen Brauen hervorblitzten, zeigten zur Genüge, daß dieser häßliche Körper der Sitz einer großen Seele ist.

Fortschritten der Industrie und des Verkehrs waren die Buren durchaus abhold. Lange Zeit hindurch verboten sie sogar durch strenge Gesetze auszuwandern. Das ist heute nicht mehr der Fall. Die Buren sind heute sehr wohlhabend, was sie durch die Erfindung der Dynamit- und Explosivstoffe bewerkstelligt haben. Die Buren sind heute sehr wohlhabend, was sie durch die Erfindung der Dynamit- und Explosivstoffe bewerkstelligt haben.

Die Buren sind heute sehr wohlhabend, was sie durch die Erfindung der Dynamit- und Explosivstoffe bewerkstelligt haben. Die Buren sind heute sehr wohlhabend, was sie durch die Erfindung der Dynamit- und Explosivstoffe bewerkstelligt haben.

Aischenbrödel.

Stücke aus dem Ungarischen von Armin Ronai.

Sie war ein kleines, blondes Mädchen und eine Witwe, genau so wie im Märchen. Sie hatte nur eine Stiefmutter, eine schlechte, herzlose Frau, genau wie im Märchen. Auch zwei Stiefgeschwister waren da, neidische, mißgünstige Mädchen. Nur hieß die kleine Marie und nicht Aischenbrödel. Doch darauf kommt es nicht an; sonst war alles gerade so wie im Märchen.

Ihre Mutter war schon lange tot; ihr Vater betrieb zwei kleine Male und bekam dadurch zwei große Töchter ins Haus. Diese setzten dem armen Mariechen böses zu. Sie schalteten sie und bürdeten ihr alle Arbeit im Hause auf. Besonders seit dem Tode ihres Vaters wurde sie kaum mehr geduldet. Sie mußte sich den ganzen Tag in der Küche aufhalten. Freilich ist dies ja der Platz der Stiefmutter und Waisen, im Märchen ebenso wie in der Wirklichkeit; nicht veranlaßt, wenn man sie nicht auch von dort verjagt.

Die Stiefmutter hätte ja auch das thun können, sie war Marie gegenüber zu nichts verpflichtet, denn ihr Vater hatte nur Schulden hinterlassen. Um so reicher aber war sie selbst, und ihre beiden Töchter wuchsen im Wohlleben auf. Sie saßen den ganzen Tag am Fenster, oder gingen in den prächtigsten Toiletten spazieren, während Mariechen in der Küche arbeitete, lachte, badete und spülen mußte.

In der Stadt bereitete man sich vor, den Fasching festlich zu begehen. — Es sollte einen glänzenden Ballabend geben. Man rechnete auf das Erscheinen des Prinzen, nämlich auf den einzigen Sohn des Holzhändlers Bergmann der am Ende der Stadt eine große Sägemühle hatte, und von dem man sich erzählte, er hätte Millionen im Vermögen. Sein Sohn Robert war gerade von einer langen Reise ins Ausland zurückgekehrt und man kann sich denken, mit welcher Spannung die Mütter heirathsfähiger Töchter dem Maskenballe entgegenzogen, hatte doch der junge Bergmann sein Erscheinen zugesagt.

Einen Maskenball hatte es in der Stadt noch nicht gegeben. „Ach, wie gerne wäre ich auch dabei,“ seufzte Mariechen im Stillen; denn laut getraute sie sich nicht, es zu sagen. Als sie aber die prächtigen Kostüme der Stiefgeschwister sah, entschloß sie sich doch eine solche Neuzugung.

„Was,“ schrieen sie, „du willst auch zum Maskenball, unerhörte Frechheit!“ Und die Mutter sagte: „Als armes Mädchen solltest du dich schämen, an so etwas nur zu denken.“ Mariechen schämte sich auch; es war jedoch umsonst. Immer und immer wieder kam ihr der Gedanke: „Ach, wie gerne wäre ich dabei.“

Am Abend machten Mutter und Tochter Toilette. Sie waren als Schwestern gekleidet. „Ach, wie prächtig,“ rief Mariechen und schlug die Hände vor Entzücken über dem Kopf zusammen. — Die Mädchen betrachteten sich im Spiegel und waren überzeugt, daß sie großartig ausfielen.

Auch die Mutter meinte: „Wunderschön, es wird Euch niemand übertreffen.“ Und im Stillen dachte sie: „Wenn der junge Bergmann Augen hat, so muß er sich notwendig in die eine oder andere verlieben.“ Dann banden sie ihre Farben vor und fuhren davon.

Vinsen mischten sie nicht unter die Asche, damit Marie etwas zu schaffen habe, während sie sich amüsierten. Es gab ja im Hause ohnedies Arbeit genug.

Kaum waren sie aber fort, fuhr wieder ein Wagen am Hause vor. Die alte Susanne, ein Erbstück aus der Zeit, da Mariechens Eltern noch lebten, öffnete das Thor. Wie erstarrt sie aber, als aus dem Wagen eine als Zigeunerin kostümierte Dame herausfrang. Mariechen schrie laut auf vor Schreck; da nahm aber die Zigeunerin ihre Larve ab. „Wer wird denn gleich so erschrecken, ich bin es doch,“ rief sie. Es war Frau Kugler, eine Nachbarin, die gekommen war, die übrigen zum Balle abzuholen.

„Na, und dich haben sie daheim gelassen,“ frug sie erstaunt. „Die Mutter meinte, ich sei noch zu jung,“ erklärte Marie ausweichend. „Freilich, freilich, mit 17 Jahren, lachte Frau Kugler. „Muß man denn alt sein, um sich einmal einen vergnügten Abend gönnen zu dürfen? Und du wärst doch gerne auch dabei gewesen, nicht wahr?“

„Ach ja,“ rief das Mädchen mit glänzenden Augen, „zu gern!“ „Weißt du was, du kommst mit mir! Das giebt einen herrlichen Spaß!“ „Ich getraue mich nicht.“ „Ach was, du bist maskirt und kein Mensch wird dich erkennen.“ Die gute Frau lachte vor Vergnügen über ihren guten Einfall. Sie wollte auch gern dem armen Mariechen, das sie lieb hatte, eine Freude bereiten. Mariechen wehrte aber angflich ab; denn es fehlte ihr der Muth dazu!

„Wer wird denn so furchtbar sein, kleines Mädchen,“ sagte Frau Kugler, „ich habe gerade noch ein Kostüm für dich, denke nur — Aischenbrödel!“ Es wird die prächtig stehen, unsere Figuren sind ja so ziemlich gleich. „Na, komm, es ist keine Zeit zu verlieren.“ „Aber wenn man mich erkennt!“ „Wie sollte man denn? Kein Mensch ahnt ja, daß du auch dort bist.“ „So gehen Sie doch, Fräuleinchen,“ redete ihr auch die alte Susanne zu, „und amüsiere Sie sich auch einmal! Wie würde sich Ihr selbiger Vater darüber freuen.“ Damit brachte sie auch schon ein Tuch und hüllte Mariechen warm ein. Nun war ihr Widerstand gebrochen, sie ging mit Frau Kugler zum Maskenball.

Als sie in den großen Saal traten, glaubte sich Mariechen in eine Märchenwelt versetzt. Die vielen Masken, diese prächtigen Kostüme in allen Arten und Farben, das Gemühl und das Bellemme, wie prächtig war alles, wie himmlisch schön!

Auf einmal erblickte sie auch die beiden Schwestern mit ihren reichen, mit Spitzen und Bandern verzierten Kostümen. Sie wäre vor Schreck beinahe umgefallen, wenn sie Frau Kugler nicht gefügt hätte. Himmel, wenn man sie erkennt! Die Schwestern gingen jedoch vorbei, ohne einen Blick auf sie zu werfen. Nun schöpfe sie mehr Muth und bewegte sich freier im lustigen Gemühl.

„Wer ist die schöne Maske,“ frug wiederholt der junge Bergmann, „jeh dort im Aischenbrödelkostüm!“ Niemand wußte es zu sagen. Die Zigeunerin, mit der sie ging, soll die lustige Frau Kugler sein, aber Aischenbrödel kennt niemand. Es ist wohl eine Fremde, irgend eine Verwandte

der Frau Kugler vom Lande, die extra zu dem Maskenball gekommen ist. Den ganzen Abend verfolgte Robert Bergmann Aischenbrödel mit den Blicken. Für keine der andern vielen schönen Masken hatte er ein Auge. Endlich sagte sein Interesse über seine Schüchternheit, und er wollte versuchen, sich im Gespräch mit Aischenbrödel aufzuklären über ihre Person zu verschaffen. Aber da war die schöne Maske verschwunden. Er suchte den ganzen Abend, aber weder sie noch die Zigeunerin war mehr zu entdecken.

Andern Tags war sein erstes, bei Frau Kugler vorzusprechen, um von ihr zu erfahren, wer das reizende Aischenbrödel war. Frau Kugler lachte; verathen dürfe sie das nicht. Er möge doch selber suchen. Er suchte, fand aber nicht. Er setzte alles in Bewegung, um den Schleier zu lüften, es wollte aber durchaus nicht gelingen, kein Mädchen der Stadt war Aischenbrödel.

Da wendete er sich an das Komitee des Vereins, sie möchten einen zweiten Maskenball arrangiren. Der konnte ihm das ab schlagen? Drei Wochen darauf fand noch ein Maskenball statt, glänzender besuch als der erste.

Robert Bergmann ist der Erste auf dem Balle. Er mußert gespannt alle Ankommanden, damit ihm ja keine Maske entgehen kann. Wohl an die zwei Tugden Aischenbrödel sind an dem Abende da; er mußert jede — sein Aischenbrödel ist nicht darunter.

Auf einmal erscheint die Zigeunerin vor ihm. „Soll ich dir aus den Karten Glück verheißten?“ neckt sie ihn. Er ergriff ihre beiden Hände: „Na, böse Zigeunerin. Du kannst mir Glück verheißten! Verlange jeden Preis, nur sage mir, wo ich Aischenbrödel finde!“ „Möchtest du das denn gar so gerne wissen?“

„So sehnlich, als man wissen möchte, wo jene wohnt, die man heirathen will.“ „Ist das dein Ernst?“ „Aischenbrödel oder keine!“

Darauf flüstert ihm die Zigeunerin rasch eine Hausnummer in's Ohr. Dort ist sie zu finden, rief sie und verschwand dann rasch im Gemühl.

Andern Tags um die Mittagsstunde bildete die Mutter der Schwestern zufällig zum Fenster hinaus. „Ruf, Ruf,“ rief sie plötzlich, „Herr Bergmann kommt.“ „Richtig er war es, der in höchstem Staate das Haus betrat. Er kam, wie er sagte, um seine Aufwartung zu machen. Die beiden Mädchen bergangen fast vor Stolz und Freude. Die Mutter erwoh schon im Stillen, um welche der beiden es sich wohl handeln könne. Im höchsten Grade betroffen war sie aber, als Bergmann nach einer Weile frug: „Wo ist denn Ihre dritte Tochter, gnädige Frau? Ist sie vielleicht nicht zu Hause?“

Sie blickten sich alle verwundert an. Bisher war es noch niemanden eingefallen, nach der zu fragen. Aber es blieb nichts übrig, als Mariechen aus der Küche zu rufen. „Als sie in das Empfangszimmer eintrat in ihrem ärmlichen Arbeitsanzug, mit der vorgebundenen Küchenschürze, wurde sie über und über roth vor Verlegenheit. Robert Bergmann aber ergriff ihre Hand und sprach: „Dieses kleine Mädchen liebe ich und nehme es zur Frau, wenn es mich mag.“

So wurde aus dem armen Aischenbrödel eine reiche Frau, was an sich noch nicht viel sagen will, aber auch eine glückliche Frau und das ist das Höchste, was sie erreichen konnte — genau wie im Märchen.

Der Worgesele als Regisseur.

Es war im Jahre 1833, als Anders Oper „Der Maskenball“ zum ersten Male in Paris aufgeführt werden sollte, welche bekanntlich die Ermordung Gustavs III. von Schweden, zum Motiv hat. Die Proben waren in vollem Gange, als der Regisseur sich erinnerte, daß ein Augenzeuge des Mordes ja in Paris lebte, der Graf Ribbing, der mit Andarström, dem Mörder des Königs, das Komplott geschmiedet hatte und auch unter seinem wirklichen Namen in Anders Oper als handelnde Person aufgeführt wird. Der alte Herr wurde also höflich gebeten, der Generalprobe beizuwohnen. Er kommt auch und nimmt in einer Proszeniumloge Platz. Die Szene der Ermordung des Königs wird probirt. Da fragt der gewissenhafte Regisseur nach der Loge Ribbing's hinauf: „Herr Graf, ist die Stellung der Altäre historisch so richtig?“ Nun legt Graf Ribbing sein Vorganon auf, beangelt die Szene und rufft: „Nicht gut. Ich dachte, wir hätten ihn mehr nach rechts ermordet!“

Schnell abgeholfen.

Prog: „Also die Geographie macht dem Jungen zu schaffen, sagen Sie?“ Lehrer: „So ist es, ich würde Ihnen rathehen, ihm in diesem Falle Nachhilfe ertheilen zu lassen, mit den Vereinigten Staaten ging es ja ganz gut, aber die anderen Welttheile machen ihm Schwierigkeiten.“

Prog: „Wissen Sie was, Fräulein, da frag' ich nicht erst noch mit Nachhilfe an, die paar anderen Welttheile zeige ich dem Jungen später, in Natura!“

falsch verstanden. A: „Goethe's Faust“ ist und bleibt doch unübertrrefflich! B: „Na, wissen Sie, wir haben in unserem Athletenklub auch sehr tüchtige Kerle.“

Seine Auslegung. Söhnchen: „Was ist Moß, Vater?“ Vater (Wirth): „Das ist der Traubentast, bevor er Wein wird!“ Söhnchen: „Also Wasser!“

Unverständlich. Postbeamter: „Dieser Brief ist zu schwer!“ Bauer: „Mir scheint, Sie wollen mich ungen, wie wird denn so an Hans Briefesel's schwer sein?“

Bitter Pölle. Baumeister: „Sie sind ja alle Tage an meinem Neubau vorbeigegangen, was haben Sie denn gedacht, als Sie erfuhren, daß er plötzlich eingestürzt sei?“ Betanunter: „Na, endlich!“

falscher Braten. Kannibale A: „Was fehlt eigentlich unserem Hauptling?“ Kannibale B: „Der hat vor acht Tagen einen weihen Adler aufgefressen und da liegen ihn dessen Waden heut noch im Magen.“

Civil-Verhältnis. Richter (zu einem als Zeuge vorgeladenen Soldaten): „Welche Compagnie?“ Soldat: „Vierte Compagnie!“ Richter: „Civil-Verhältnis!“ Soldat: „Jawohl!“ Richter: „Ich frage nach Ihrem Civil-Verhältnis!“ Soldat: „Das selbe, — Köchin Marie Volle!“

Druckfehler. Als das Testament des Kommerzienrathes eröffnet wurde, waren alle Erben erstaunt, wels' ein großer Betrag (Betrag) zum Vorschein kam.

Unter Studenten. 1. Student: „Du sprichst schon wieder so 'nen stillen Toast, Franz, wem gilt er?“ 2. Student: „Mein Schneider ist krank, ich trinke auf sein ferneres Unwohlsein.“

Main. Herr (in der Oper, zu seiner Nachbarin, einer jungen Dame): „Passen Sie auf, mein Fräulein, jetzt kommt ein Adagio.“ Fräulein (sich umblindev): „Wo denn? Ich sehe ja nichts.“

Im Wirthshause. Fremder: „Was sind Sie, Idealist oder Realist?“ Sachse: „Weß Gnedigen, ich bin Sie Bedes, wenn's Bier frisch ist, dann bin ich Idealist und wenn nicht, dann Realist.“

Parier. Jurist (seinen Freund, einen jungen Arzt ugend): „Sage mal Du, was kostet denn bei Dir ein ordentliches Nervenfieber?“ Arzt: „Das kommt darauf an. Wünschst Du eins mit tödtlichem Ausgang?“

Vom Kaferenhof. Corporal (der auf dem Rode eines Rekruten einen Strohhalm findet): „Schulze, Sie brauchen nicht gleich Ihr Frühstück mitzubringen — glaub's Ihnen ja auch so, daß Sie Vegetarianer sind.“

Unter Freundinnen. Sieh' mal, wie elegant und sportmäßig der neue Brautjungfer unserer Freundin Elise dort vom Rode herunterhüpft! O weh, o weh, wenn das nur kein böses Omen ist, daß ihr der auch wieder abspringt!

O weh! Er: „Sie scheinen mich für beschränkt zu halten, mein Fräulein?“ Sie: „O bitte, ich beurtheile Niemand nach seinem Aeußeren.“

Liebesweibel. Sie: „Heinrich, Du liebst mich nicht genug!“ Er: „Freilich liebe ich Dich, mein Engel, ich habe Dich doch in den letzten zehn Minuten fünfzigmal geküßt.“ Sie: „Siehst Du, die Küsse zählst Du sogar!“

Unpraktisch. Soldat (der zum ersten Mal Posten steht): „So ein Schilderhäufel ist doch recht unpraktisch, da hat ja nicht einmal eine Köchin darin Platz!“

Prothenhaft. Schauen Sie, Herr Müller, auf dieser Geige werde ich morgen bei Ihrer Soiree konzertiren. Das Instrument ist über 400 Jahre alt.“ Na, wissen Sie, wenn Sie schon so viel für den Abend verlangen, könnten Sie dafür schon in meiner Soiree auf einer neuen Geige spielen.“

Eben deshalb. A: „Warum danken Sie denn die sen Herrn auf seinen Gruß nicht? Sie kennen ihn doch, soviel ich weiß.“ B: „Ja eben — weil ich ihn kenne!“